

Bayern“. Die musikalische Umrahmung übernahm das Vokalensemble AMARYLLIS unter der Leitung von Vorstandsmitglied Johannes Molitor.

Im Berichtsjahr erschien Heft 20 der Deggendorfer Geschichtsblätter mit 17 Beiträgen und einem Umfang von 384 Seiten.

Folgende Zusammenstellung führt die Dokumentation der Vereinsaktivitäten fort, die in Heft 20 auf den Seiten 382 bis 384 abgedruckt sind.

3. März 1999 Vortrag von Dr. Manfred Meyer, Neumarkt, im großen Sitzungssaal des Landratsamtes: Aufbruch zur Demokratie? Die Revolution von 1848 in Deutschland (zusammen mit der VHS).
16. Oktober 1999 Exkursion in den mittleren Böhmerwald unter der Leitung von Dr. Vladimír Horpeniak und Johannes Molitor in die Gegend um Bergreichenstein/Kašperské Hory und Maurenzen/Mouřenec.
27. Oktober 1999 Vortrag von Professor Dr. Maximilian Lanzinner, Passau, in der Volkshochschule: Deutschland 1949–1999 (zusammen mit der VHS).
9. Dezember 1999 Jahreshauptversammlung mit Feier des 20-jährigen Vereinsjubiläums im großen Sitzungssaal des Landratsamtes (s. o.).

Der Mitgliederstand erhöhte sich vom Dezember 1998 (364) bis zum Dezember 1999 (366) um zwei Personen. Zehn Eintritten standen drei Todesfälle und fünf Austritte gegenüber.

Karl Schmotz

Buchbesprechungen

Ludwig Reiner und Ludwig Schober, Fürstliche Bärenjagd im Bayerischen Wald. Bau und Verfall der herzoglichen Jagdhäuser in Reichenberg und Lalling (1590–1648). Unter Mitarbeit von Andreas Schröck herausgegeben von Hans Schopf im Eigenverlag des Heimatvereins d'Ohetaler Riedlhütte e.V., 1999, 336 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 44,80 DM, ISBN 3-9804 872-6-1. Das Buch kann bestellt werden über: Tourist-Service Sankt Oswald-Riedlhütte, Klosterallee 4, 94568 Sankt Oswald.

Aus der Gemeinde Sankt Oswald-Riedlhütte kann schon wieder ein gewichtiges Buch vorgestellt werden. War es letztes Jahr (DG 20, 1999, 362 ff.) der 1. Band der Geschichte des Klosters St. Oswald von Ludwig Schober, ist es dieses Jahr die ebenso beeindruckende Geschichte der fürstlichen Bärenjagd im Bayerischen Wald. Dazu haben sich Ludwig Reiner, Professor für Ackerbau und Informatik an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Technischen Universität München in Freising-Weihenstephan – geboren in Riedlhütte – und wiederum Ludwig Schober zusammengetan. Schober ist in Sankt Oswald

geboren und aufgewachsen und ist wissenschaftlicher Bibliothekar an der Universität Passau. Bei dem Beitrag über Lalling hat Andreas Schröck mitgearbeitet, Geschäftsstellenleiter der VG Lalling und den Lesern der „Deggendorfer Geschichtsblätter“ durch seine fundierten Beiträge kein Unbekannter. Die Gestaltung des Buches und die Organisation vom ersten Manuskript bis zum fertigen Buch lag in den Händen von Hans Schopf, dem Leiter des Verkehrsamtes in der Gemeinde St. Oswald-Riedlhütte.

Wie gründlich die Autoren ihr Thema bearbeitet haben, zeigt sich schon in den ersten vier Kapiteln. „Um zu erfahren, welche Funktionen ein Jagdhaus zu erfüllen hatte und welche Einrichtungen vorhanden waren“, werden die Jagdhäuser der Wittelsbacher rund um München beschrieben, die in der Literatur naturgemäß mehr Beachtung fanden als die von Reichenberg und von Lalling. Jagdhäuser standen immer in der Nähe der Reviere (Ringelai, Reichenberg, Leopoldswald, Sonnenwald). Da die Bären im Oberland um 1560 schon ausgerottet waren, mußten die Herzöge nach dieser Zeit 150 bis 200 Kilometer in die äußerste Ecke ihres Landes reisen, wollten sie noch eine aufregende Jagd erleben. Die Ausrüstung für die Jagd wurde auf Flößen auf der Isar und Donau bis nach Niederaltaich gebracht und von den Bauern der umliegenden Dörfer weitertransportiert. Ein großer Aufwand für die dreiwöchige Jagd Mitte August bis Anfang September. Allerdings scheinen die Herzöge auch schon früher hier gejagt haben, was die Erwähnung von *Vogthafer* und *Nachtselde* (Unterkunft bei Bauern) in der Gegend von Grafenau beweist.

Das älteste Jagdhaus im Bayerischen Wald stand in Schöfweg, vielleicht schon seit den Zeiten der Puchberger aus Winzer an der Donau, belegt allerdings erst in der ersten bayerischen Landesbeschreibung des Philipp Apian, als die Grafen von Schwarzenberg die „Haimgüter“ um Schöfweg besaßen. Apians lateinisch geschriebenes Tagebuch ist weithin unbekannt (für Deggendorf hat es der Autor in den Geschichtsblättern 2, 1982, ausgewertet). Dabei zeigen seine bekannteren *Landtafeln* schon ein Symbol für ein Schloß – der Leser der „Deggendorfer Geschichtsblätter“ findet es am nordöstlichen Rande unseres Landkreises auf der vorderen Umschlagseite! Der genaue Standort ist (noch) unbekannt.

Im Mittelpunkt des Interesses standen für die Autoren „Bau und Verfall der herzoglichen Jagdhäuser in Reichenberg und Lalling“. Akribisch haben sie dafür zahlreiche Archivalien in Landshut und München ausgewertet, auch selbst auf dem Gelände des Reichenberger Jagdhauses nachgegraben, die gefundenen Ofenkachel, Tonscherben und Butzenscheiben beschrieben und in den handwerklichen (z. B. S. 106: „Wie wurden die historischen Kacheln hergestellt?“) und kunstgeschichtlichen Zusammenhang gestellt (27–158).

Die erste Erwähnung *dieses dem Ansehen nach herrlichen Lust- und Jagdhauses* findet sich im 4. Band der Landesbeschreibung von Michael Wening (Rentamt Straubing), erschienen 1726. Der Text stammt tatsächlich nicht von Wening, sondern von den jeweiligen Landgerichten, Städten, Märkten, Adeligen und Klöstern. Dazu hatte die Hofkammer im April 1698 eine Liste mit 15 Frage-

punkten verschickt; die originalen Antworten haben sich erhalten und wurden vom Vf. mehrmals schon ausgewertet. Für St. Oswald soll dies demnächst geschehen. Deshalb ist der Quellenwert auch recht hoch anzusetzen (z. B. das Datum der Zerstörung des Jagdhauses am 24. Juni 1648), da man auf die eigene Überlieferung und das eigene Kloster- oder Gerichtsarchiv zurückgreifen konnte. Hier wurden die Konzepte auch aufbewahrt und waren deshalb auch für das St. Oswalder Urbar von 1764 noch verwendbar. Mit den Antworten ließ man sich oft recht lange Zeit. So hatte der Pfleger von Hengersberg erst im Juni 1723 von allen Orten seines Gerichtsbezirkes die Beschreibungen beisammen – nur nicht vom Kloster Niederaltaich, da es hier Probleme mit dem Klostermarkt Hengersberg gab, der sich partout mit eigenem Wappen in die Weningsche Topographie aufnehmen lassen wollte. Von Deggendorf hingegen haben sich die Originalmanuskripte schon aus dem Jahr 1698 erhalten. In München wurden die eingesandten Texte von einer Kommission redaktionell bearbeitet, gekürzt oder stilistisch geglättet. Die gedruckten Texte zeigen jedoch noch die Reihenfolge der 15 Fragepunkte (Ursprung des Ortes, geschichtlicher Abriß, Wallfahrten bis hin zu *Kunst=Stucken / Mahlereyen / etc. etc.*).

Den Weg von der Planung eines Jagdhauses in Bärnstein im Jahre 1587 über den Kostenvoranschlag für den endgültigen Bau in Reichenstein (1590), die Erstellung des Rohbaus bis hin zu den letzten Ausbauarbeiten (1592) haben die Autoren aus den Archiven nachgezeichnet. Auch ein Lebensbild des herzoglichen Werkmeisters Hans Reiffenstuell fehlt nicht. Es war der „weltberühmte Wasserbaumeister“, der die Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein legte und auch in der Münchner Residenz tätig war. 1648 haben kaiserliche und bayerische Soldaten das Jagdhaus zerstört, es wurde nicht wieder aufgebaut.

Ein Kapitel über einen Rechtsstreit um ein anderes Jägerhaus in Reichenberg im 18. Jahrhundert (116–129) beschließt die Ausführungen über Reichenberg. Von größerer Bedeutung für unseren Landkreis ist das 6. Kapitel über das herzogliche Jagdhaus zu Lalling (130–158). Mehrmals hat der Rezensent in den Niederaltaicher Archivalien einen Hinweis auf eine „Herzogsmauer“ in Lalling gefunden, ohne daß er damit etwas anfangen konnte. Dieses Geheimnis ist nun gelüftet: es waren die letzten Überreste des Jagdhauses, das einmal dort stand, wo 1766 der Niederaltaicher Zehntstadel errichtet wurde (neben dem „Gasthof zur Post“). Auch in Lalling wußte man bis heute nichts mehr davon. 1592 war Herzog Wilhelm V. bei seiner Bärenjagd auch ins Lallinger Gebiet gekommen. Aus verschiedenen Gründen entschloß er sich zum Bau eines zweiten Jagdhauses im Bayerischen Wald. Auch wenn die Quellenlage dürftiger ist als für Reichenberg, konnten die Autoren genügend Informationen über den Standort, die Planung, Kosten, Baumaterialien (25 000 Ziegelsteine wurden in Deggendorf gekauft), Schwarwerksdienste, das Aussehen des Jagdhauses oder spätere Reparaturen sammeln. Den Baugrund sollte das Kloster Niederaltaich hergeben, das auch 1000 Gulden für die Errichtung beisteuerte,

was die Autoren treffend als „fürstliche Unverschämtheit“ bezeichnen. Zwar wurde in Lalling wesentlich kleiner gebaut als in Reichenberg; hier stand aber neben dem Jagdhaus schon eine große Taverne, die für Unterkunft und Verpflegung benutzt werden konnte. Wie in Reichenberg mußten auch die Bauern (des Hengersberger Gerichts) kostenlose Scharwerksdienste leisten und wie dort baten sie den *durchleuchtigsten hochgeborenen Fürst* in einem Bittbrief um eine Linderung der damit verbundenen Drangsale und Not. Dabei war ihre Scharwerkspflicht im Gegensatz zu anderen Untertanen schon in eine Geldumlage umgewandelt worden, was eine „gleichmäßige und daher weitgehend gerechte Verteilung der Belastungen auf die einzelnen Anwesen“ mit sich brachte (S. 136). Die Hofkammer lehnte jedoch die erbetene Unterstützung durch andere Gerichtsuntertanen ab. So mußten die Hengersberger neben den Kosten für die Bärenjagden auch noch 1302 Gulden für das Lallinger Jagdhaus aufbringen. Allerdings profitieren manche auch von den Aufenthalten der Jagdgesellschaft: schon beim Bau konnte man sich Geld verdienen, z. B. für Scharschindeln, es wurden „Bettenleihgebühr“ und Fuhrlohne bezahlt, Kammerdiener und Edelknaben logierten im Wirtshaus. Herzog Wilhelm V. hat das Jagdhaus in Lalling wahrscheinlich nur ein einziges Mal bei seinem Jagdaufenthalt 1593 benutzt! Vor oder in der Mitte des 17. Jahrhunderts verfiel es; ein Jahrhundert später gab es nur noch einen *öden Grund*, um den sich Niederaltaich mit den kurfürstlichen Behörden stritt – wußte man mittlerweile doch schon nicht mehr, daß Niederaltaich immer noch die Grundherrschaft besaß! Eine Fundgrube für den Historiker sind die in der Regel gut dokumentierten juristischen Streitigkeiten. So hat sich auch für Lalling in den Archivalien ein schön kolorierter Plan mit der Dorfansicht von 1761 erhalten (S. 149), der beweist, wie wenig sich das Ortsinnere seit damals verändert hat.

Die Autoren greifen jedoch weit über das bloße ortsgeschichtliche Thema „Jagdhäuser in Reichenberg und Lalling“ hinaus. Der Leser gewinnt tiefe Einblicke in die Gliederung der Gesellschaft, das Leben und den Alltag der Jäger, Bauern, Tagelöhner, des herzoglichen Hofstaates. Zahlreiche Exkurse, z. B. über den Grenzverlauf zwischen Bayern und dem Fürstbistum Passau, die Waldglashütten oder den 30jährigen Krieg und die Pest (221 ff.; 231 ff.) runden das Bild ab. Die vielen ausgewerteten Archivalien (z. B. für 1615: Hofstaat-Rechnungsbuch, Jagd-Rechnungsbuch, Scharwerk-Rechnungsbuch) zeigen die Autoren als Kenner der Bärenjagden im Bayerischen Wald (Kapitel 7: 159–238). Besonders aufschlußreich sind die Beschreibungen der „Bärenjagd-Reise“ Herzog Albrechts VI. von 1611 und 1615. Im Jahre 1611 weilte der Herzog vom 29. August bis zum 1. September in Lalling. Mobilar, Betten und Bettzeug hatte man sich aus der Umgegend ausgeliehen. Ein Geiger, *mit dem Ihre Durchlaucht Kurzweil gehabt*, erhielt als Spende zehn Kreuzer, Kilian Fülser aus Euschertsfurth hingegen für einige Forellen einen Gulden und in den zwei Tagen verzehrte man 28 Hühner. Vier Jahre später mußte man vor der Jagd das Haus neu decken und bewohnbar machen. Man jagte in Hausstein, Durchfurther Schuß, Höllmannsried, Bärnbach bei

Bischofsmais, Raindorf und Hilgenreith und tatsächlich erledigte man auch zwei Bären, einen davon am *Loypolds Wald* (Leopoldswald = Rusel). Bei der Rückreise nach München verehrte man den *Kapuzinern von Passau zur Erbauung ihres neuen Klösterls* in Deggendorf 20 Gulden, ein weiterer kleiner Baustein für die Deggendorfer Stadtgeschichte! Nach 1615 gab es keine herzoglichen Bärenjagden mehr.

Kapitel 8 beschreibt die Methoden der Jagd in der Zeit der Renaissance und des Barock (ca. 1520 bis 1800, S. 239–270). Die Jagd mit Armbrust und Speiß wurde abgelöst durch die „Jagd als Hofspektakel“. Schon Wochen vorher wurde das Wild in große Umzäunungen getrieben und brauchte dann nur noch mit den verbesserten Jagdwaffen abgeknallt werden. Allerdings wurden auch Bären lebend gefangen für die „Lusthatzen“ in München, wo zur Unterhaltung einer gelangweilten Hofgesellschaft eine Meute blutrünstiger Jagdhunde oder auch Löwen auf einen Bären gehetzt wurden. Der letzte Bär wurde im Bayerischen Wald wahrscheinlich 1832/33 erlegt, im Böhmerwald am 14. November 1856 (273).

Ein kurzes Kapitel über die Lebensweise des Bären, seine Bedeutung in der Heilkunde und im Aberglauben sowie sein Auftreten in Flurnamen schließen sich an (271–276). Mehrfach bringen die Autoren Beispiele für die Belastungen und Armut der Bauern (56, 68); das 10. Kapitel beschäftigt sich noch einmal ausführlich mit dem „Leid der Bauern“ durch Frondienste und Wildschäden sowie ihren Aufgaben bei der Jagd als Hundehalter für den Herzog, Treiber, „Streifer“, oder beim Transport des Jagdzeugs (277–287).

Daß bei diesem Buch auch ein Touristikfachmann mitgearbeitet hat, zeigt sich bei den „Tips für Wanderungen und Besichtigungen“ (288 f.) mit schönen Beispielen, wie man Geschichte auch greif- und erlebbar machen kann.

Wertvoll für die Familienforschung in der Umgebung von Hengersberg ist die Liste mit den Namen von Bauernfamilien, wie sie in den Rechnungsbüchern der Bärenjagden von Herzog Albrecht V. in den Jahren 1611 und 1615 erwähnt werden. So erscheint z. B. ein *Jörgen Doifl* von der Erlachmühle bei Hengersberg, ein Familienname, der auch sonst noch häufig in den Niederaltaicher Quellen auftaucht und der zu einer lokalen Sagenbildung („Teufelsmühle“) geführt hat. Eine Zeittafel, ein Glossar und umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Anmerkungsverzeichnis sowie ein Sach-, Personen- und Ortsverzeichnis schließen sich an.

Schade, daß die Fertigstellung des reich bebilderten Buches offensichtlich unter dem (üblichen) Zeitdruck litt. Sonst hätten eine Reihe von Versehen noch verbessert werden können. Einige seien hier erwähnt: Die Landtafeln von Apian erschienen erst 1568. Im Jahre 1563 wurde eine fast 5 mal 5 Meter große Karte Apians von Bayern in der Bibliothek der Neuen Veste aufgehängt. Auch beruhen die verschiedenen Abbildungen (z. B. S. 21, 36) nicht auf diesem Original, sondern auf dem „repräsentativeren“ Nachstich von Peter Weiner aus dem Jahre 1579. Das Innviertel mit Schärding und Braunau fiel erst 1779 nach dem sog. Bayerischen Erbfolgekrieg an Bayern (43). Babing bei

Rathmannsdorf lag damals im Hochstift Passau, später im Pfliegericht Vilshofen (67). Auch verschiedene Versehen beim Layout könnten bei einer Neuauflage berichtigt werden. So fehlen z. B. die Abbildungen 116 und 123 oder Niederaltaich wird einige Mal als „Niederalteich“ geschrieben. Dies kann aber den positiven Eindruck des vorliegenden Buches, das Wissenschaftlichkeit mit den Ansprüchen eines echten Heimatbuches verbindet, nicht schmälern. Wer weiß, welche immense Arbeit dahinter steckt, kann den Autoren nur gratulieren – und auf sich auf ein neues Werk aus St. Oswald-Riedlhütte freuen.

Johannes Molitor

Andreas Angerstorfer / Annemarie Dengg, Sterilisationspolitik unterm Hakenkreuz. Zwangssterilisationen in Regensburg und in Oberpfalz / Niederbayern. Regensburg 1999. ISBN 3-00-003854-X. 168 S., 14,80 DM

Michael von Cranach / Hans-Ludwig Siemen (Hg.): Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945. München 1999. 508 S., 78 DM

Daß es da nicht unblutig zugeht, zeigt schon das Titelbild des ersten Buches: ein Skalpell. Zwangsweise Sterilisation im Dritten Reich war lange vor 1933 vorbereitet, Stichwörter wie erbbiologischer Fragebogen, rassenhygienische Sterilisation, die Frage moralischer Idiotie, Verminderung der rasseuntauglichen Elemente, Unfruchtbarmachung von Blödsinnigen, Epileptikern, Blind- und Taubstummgeborenen, Unfruchtbarmachung von Mischlingen, Rasseveredlung bestimmten die euthanasiegegenische Fachdiskussion. Eines der ersten Gesetze der Nazis nach der Machtergreifung war das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. Die Diskussion um die Florian-Seidl-Straße in Regensburg (LICHTUNG 2000/2) machte das Thema einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Zwischen 350 000 und 400 000 Menschen wurden in Deutschland zwangssterilisiert, auf Beschluß der sog. Erbgesundheitsgerichte, die sich auf fast lückenlose Erfassung des gesetzlich festgelegten Personenkreises, aber auch Denunziationen stützen konnte. Man faßte die Gesetze zur „Erbgesundheit“ immer weiter: Trinker, Taubstumme, Blinde, „Schwachsinnige“, „Asoziale“, u. a. eine „Arierin“, die mit einem Juden verlobt war, nach NS-Sprachgebrauch in „Rassenschande“ lebte. Einsprüche waren fast immer erfolglos. Aus einem Widerspruch einer (noch nicht volljährigen) Niederbayerin: „Laßt mir meine Gesundheit und mein Leben... Ich laß mich nie operieren, lieber will ich sterben. Mit deutschen Gruß – Heil Hitler...“ Für diese vorsätzliche Körperverletzung wurde nach 1945 kein Arzt juristisch belangt, der Zwangssterilisationen durchgeführt hatte.

Stellt die Regensburger Untersuchung anhand der Thematik Zwangssterilisation Grundsätzliches zur NS-„Gesundheitspolitik“ heraus, so ist der gewichtige Band „Psychiatrie im Nationalsozialismus. Die bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945“ ein Standardwerk, das ein verschwiegenes Thema endlich flächendeckend für Bayern bearbeitet. Der Sam-

melband enthält auch Beiträge zu Karthaus-Prüll/Regensburg (S. 175–229) von Dr. Clemens Cording und zu Mainkofen von Dr. Marie-Elisabeth Fröhlich-Thierfelder (S. 231–248), die für Ostbayern besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Ein Zitat als Resümee; es ist gültig auch für andere Anstalten und beschreibt die Misere vor und nach 1945: „Systematisch hat sich die Heil- und Pflegeanstalt Mainkofen von einem psychiatrischen Krankenhaus der vernational-sozialistischen Ära zu einer Sterbeanstalt katastrophalen Ausmaßes entwickelt. Eine strafrechtliche Verfolgung der für den Niedergang und das Leid und den Tod vieler Menschen Verantwortlichen hat nicht stattgefunden. Ein Ermittlungsverfahren gegen den Verwaltungsleiter ist nicht erfolgt“ (S. 245).

Bei der sog. T4-Aktion wurden in Hartheim bei Linz, wohin die ostbayerischen Patienten abtransportiert wurden, 40 % der in Karthaus befindlichen Patienten ermordet. Wichtigstes Selektionskriterium war die Fähigkeit zu „produktiver Arbeit“ (S. 206): Kriegsteilnehmer und Leute mit Auszeichnungen sollten verschont bleiben.

Diese Aktion ersetzte später der sog. Hungerkost-Erlaß des Bayerischen Staatsministers des Innern von 1942: „Die Wirkung sollte ein langsamer, nach Ablauf von etwa 3 Monaten eintretender Tod sein“ (S. 214). Zeugen zitieren den damaligen Mainkofener Verwaltungsleiter, Amtmann Karl Ammersdorfer: „Bringt ihr denn gar nicht fertig, daß mehr sterben. Man könnte ruhig etwas nachhelfen. Andere Anstalten machen das besser...“ (S. 240). Der Ton sei dort „schlimmer [gewesen] als bei den Verbrechern“ (S. 244).

Kontinuierlich stieg die Sterblichkeit (in Karthaus 1930-34 durchschnittlich 3,7%, 1940–44 12,2 %, 1945 über 23 %, d.h. eine Versechsfachung). Damit sind so mehr Menschen zu Tode gekommen als durch die Morde in Hartheim. Der weite Weg von der „Irrenvorsorge zur Euthanasie“ kostete ca. 20 000 Menschen das Leben.

Zur NS-Personalpolitik das Beispiel Karthaus. Trotz seiner Neigung, sich mit den neuen Machthabern zu arrangieren, nahm der Leiter von Karthaus, Dr. Karl Eisen, deutlich Position gegen NS-Vorstellungen, so als er sagte, daß seine Patienten „immer noch nützliche Geschöpfe sind und keine unnützen Esser“ (S. 185). Doch wurden kontinuierlich Pflegesätze gesenkt, Personal abgebaut („niederschmetternd in therapeutischer, gesundheitlicher und finanzieller Hinsicht“, S. 186), aber auch personalaufwendig Sippentafeln erarbeitet. Eisen machte von der Möglichkeit Gebrauch, 1938 vorzeitig in den Ruhestand zu gehen. „Bleibt als Pfleger immer eingedenk, daß Ihr deutsche Volksgenossen in Eueren Pfleglingen habt... An Euch liegt es, diese Pfleglinge Menschen bleiben zu lassen“ (S. 187), sagte er in seiner Abschiedsrede. Das „unbeirrte öffentliche Eintreten für das Lebensrecht der psychisch Kranken“ war damals „ungewöhnlich“ (S. 187). Hätte man in Regensburg eine Straße nach **Dr. Karl Eisen statt nach dem braunen Autor Florian Seidl** benennen sollen?

Zu Mainkofen kann man in den Jahresberichten über die Auswertung von Krankengeschichten (1500 Sippentafeln als Ergebnis, S. 234), den Dienst von

Ärzten bei der SA (S. 234), oder von Unfruchtbarmachungen – als Konsequenz des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ lesen; insgesamt wurden in Mainkofen und in den Krankenhäusern Deggendorf und Plattling 446 männliche und 240 weibliche Patienten sterilisiert; für die juristischen Beschlüsse war das Erbgesundheitsgericht Deggendorf zuständig (S. 235). 623 Patienten wurden in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz „verlegt“ (S. 237), über ein direktes Gleis der Reichsbahn oder mit Autobussen. Eine Schwester: „Da wir aber den Direktor aus Linz als guten Katholiken kannten, waren wir der Überzeugung, daß nichts Unrechtes passieren könne.“ (S. 239). Später hatte man freilich, so dieselbe Schwester, oft den Angehörigen geraten „ihre kranken Verwandten wegzunehmen... Derartige Gesuche wurden dann jeweils immer bewilligt.“ (S. 239 f.)

In Mainkofen „gelang“ es, „daß der Pflegesatz... im Vergleich mit anderen inner- und außerbayerischen Heil- und Pflegeanstalten am niedrigsten gehalten werden konnte“ (S. 232). Die Todesrate stieg kontinuierlich an, als Todesursache taucht fast stereotyp „Lungentuberkulose“ auf. Nach Zhierfelder „kann die hohe Todesrate und die Angabe der Todesursachen nur mit dem systematischen Hunger und der Nichtbehandlung vorhandener Krankheiten erklärt werden“ (S. 243). In einem Anhang werden statistische Angaben (S. 246 ff.) wiedergegeben.

Nochmals zum Thema Personalpolitik. Eine ganz andere Richtung, nämlich NS-konform, vertrat Eisens Nachfolger, Dr. Paul Reiß, 1930–38 in Mainkofen tätig, dem Dr. Josef Stapfl nachfolgte. Reiß war ein überzeugter Nationalsozialist und in vielen NS-Organisationen tätig (u. a. Beauftragter des rassenpolitischen Amtes für den Kreis Deggendorf). Er ließ nicht nur eifrig personalintensive „erbbiologische Arbeiten“ wie Sippentafeln anfertigen. Er hat Hunderte von Toten auf dem Gewissen – siehe oben. Von der amerikanischen Militärregierung seines Amtes enthoben – die Akten eines gegen ihn eingeleiteten Ermittlungsverfahrens 1947 sind verschollen –, wurde er 1948 vom Bayerischen Innenminister wieder eingestellt und gleichzeitig aus Altersgründen pensioniert. Er bezog – juristisch unbehelligt wie fast alle anderen einschlägigen Ärzte – ein Ruhestandsgehalt bis zu seinem Tod 1958. Für Zwangssterilisierte dagegen gab es eine symbolische Entschädigung von gerade mal 5000 DM. Ralph Giordano spricht generell in Zusammenhang mit der unzureichenden „Vergangenheitsbewältigung“ zurecht von der „zweiten Schuld der Deutschen“.

Erste Ansätze zur Aufarbeitung fanden erst 1984 anlässlich einer Tagung, initiiert von Prof. Klaus Dörner, in Gütersloh statt. Zu Mainkofen lieferte Hans Kapfhammer 1991 einen wichtigen Beitrag (in der Festschrift zum 80jährigen Bestehen des Krankenhauses). Eine späte „Wiedergutmachung“, falls es so etwas überhaupt geben kann, ist dieser eminent wichtige Band oder z. B. das Vorhaben in Mainkofen, eine Gedenktafel im Direktionsgebäude zu errichten, wo die Entscheidungen zu Mißhandlung und Tötung getroffen wurden. Das warnende Nachwort Michael von Cranachs stellt einen Bezug zur Gegenwart

her; die Beschäftigung mit der blutigen Thematik der jüngsten Vergangenheit „soll uns aber auch helfen, unseren Standpunkt zu bestimmen, in einer Zeit, in der alte Überlegungen in neuen Gewändern wieder auftauchen. Die Euthanasie-Erlaubnis in Holland, die utilitaristisch geprägte Diskussion um die Euthanasie schwerstbehinderter Menschen, die ökonomische Begrenzung des Machbaren in der Medizin und die damit verbundenen Entscheidungen, wer zu welcher Behandlung Zugang hat ...“ (S. 485). In ähnlichem Sinne äußerte sich im letzten Jahr Horst Eberhard Richter in einem Vortrag in Schloß Offenberg vor zahlreichen, lebhaft diskutierenden Zuhörern.

Ernst Lossa, geboren 1929, wurde 1940 wegen „Unerziehbarkeit“ in ein Erziehungsheim, 1942 als „Asocialer Psychopath“ in eine Heil- und Pflegeanstalt verlegt. Dort wird er im August 1944 mit einer todbringenden Spritze „euthanisiert“. Er war mehrmals in die Vorratskammer des Krankenhauses eingebrochen, um an auf Hungerkost gesetzte Patienten Lebensmittel weiterzugeben. Ihm widmen die Herausgeber das Buch: „Ernst Lossa hatte den Mut zu helfen.“

Norbert Elmar Schmid

Brückenschlag ins Jahr 2000. Die Geschichte der Deggendorfer Donaubrücke. Hg. von Birgitta Petschek-Sommer (Deggendorf. Archäologie und Stadtgeschichte 8), 136 S., 76 Abb., 18,- DM. Erhältlich über die Museen der Stadt Deggendorf (Postfach 1920, 94459 Deggendorf).

Hier ertränkte man keine Agnes Bernauer, keinen Johannes Nepomuk, hier gibt es kein Brückenmandl, auch half hier kein Teufel beim Bau der Brücke mit. Die neue Deggendorfer Donaubrücke, eröffnet im Oktober 1999, seit Ende Mai 2000 fertiggestellt – ein leicht ansteigendes, elegant geschwungenes Bauwerk, fast einen halben Kilometer lang; die Gesamtkosten belaufen sich auf 29 Mio. Mark, die großenteils aus Bundes-, zu einem geringeren Teil aus Landesmitteln finanziert werden sollen. Nur noch wenige Monate stand daneben die alte „Maximiliansbrücke II“.

Von der „Ulmer Schachtel“ bis zum Schaufelrad: Als man in Regensburg die Steinerne Brücke innerhalb weniger Jahre (1135–46) erbaute, war sie für Jahrhunderte der einzige feste Donauübergang zwischen Ulm und Wien. Relativ früh, immerhin schon 1280, ist für Deggendorf eine Brücke belegt, früher als für Straubing, Wien und Linz.

Brücken standen immer auch in Zusammenhang mit der Schifffahrt – zuerst Fähren und Zillen, dann der Typus „Ulmer Schachtel“ (nach Ende der Fahrt zerlegte man sie und verkaufte ihr Holz) oder Schiffe, die man „treidelte“, d. h. mit Menschen- oder Pferdekraft stromaufwärts zog, zu den Schaufelradschiffen bis zu den heutigen mehrzügigen Transportern... Diese Entwicklung wirkte sich nicht nur auf die Flußregulierung aus, sondern auch auf den Brückenbau, mit dem Ergebnis immer höherer bzw. geneigterer Brücken; immer wieder mußte man sie umbauen, meistens völlig ersetzen, um den jeweils neuen Anforderungen zu genügen. Beispiel Deggendorf: Hier bestanden ursprünglich Holzbrücken, sie baute man bei Hochwasser oder Eisstoß ab.

Im 19. Jh. begann die Ära der Stahlbrücken. Die Maximiliansbrücke I, an seinem 52. Geburtstag von König Maximilian II. 1863 eröffnet, galt als „größte und stabilste Brücke im Königreich Bayern“. Die zweite Brücke dieses Namens war von 1927 bis 1999 in Dienst; nachdem sie von deutschen Soldaten 1945 gesprengt worden war, konnte sie 1949 repariert und wieder benutzt werden. All diese Fakten werden im Begleitbuch zur Ausstellung in Text und Bild dokumentiert.

Die Geschichte der Donaubrücken in Deggendorf reicht weit zurück. Bekanntlich bildete die Donau die Nordgrenze des römischen Reiches. Doch bereits aus vorgeschichtlicher Zeit gibt es archäologische Spuren, die eine Verbindung zwischen Donau und Bayerischem Wald wahrscheinlich machen, also ein Überschreiten der Barriere Donau voraussetzen. Ein latènezeitliches Messer (2./1. Jh.), 1998 im Flußbett an der heutigen Brücke gefunden, weist darauf ebenso hin wie die mittelalterliche Stadtanlage Deggendorfs. Ihre Grundausrichtung verweist auf die Verlängerung der für das mittelalterliche Bayern wichtigen Linie entlang der Isar (die unterhalb der Stadt in die Donau mündet), die Straße verläuft durch die Hauptachse des Marktplatzes ins Grafinger Tal, dem wichtigen Weg in den „Wald“ und nach Böhmen.

Vieles spricht dafür: die Bedeutung Deggendorfs lag weniger in der Schifffahrt, im Durchgangsverkehr, im Donauhandel (wie etwa in Regensburg). Wichtiger und städtegeschichtlich konstituierend dürfte vielmehr der Flußübergang gewesen sein, wohl mit der einzigen Brücke zwischen Regensburg und Passau. Der „günstige Übergang über die Donau spielte eine wesentlich wichtigere Rolle als der Fluss selbst“, so Stadtarchäologe Manfred Mittermeier; zwischen der Stadt und seiner Donaubrücke bestehe ein „ursächlicher Zusammenhang“ (Begleitbuch zur Ausstellung).

Die neue Brücke war Anlaß zu einer Ausstellung im Stadtmuseum, die diese Zusammenhänge augenfällig macht, mit Modellen der Stadt einschließlich Donau, der Rekonstruktion einer hölzernen Donaubrücke, alten Ansichten und zahlreichen Fotos. Der Teil „Mein Fluß. Liebeserklärungen an das Strömende“ von Matthias Fanck zeigt anhand von Fotos und mehr noch durch poetische Texte, wie sich im 20. Jahrhundert Flußlandschaften grundsätzlich und unwiederbringlich gewandelt haben, zerstört sind, von wenigen Abschnitten abgesehen. Welcher Laie kennt noch Fischnamen wie Huchen, Frauennerfling, Schrätzer, Streber? Sie waren ausgestellt als „Objekte“, genauso wie Fischereiwerkzeuge, Arbeitsgeräte der Donauwerft und der Flußwarte und -bauer sowie Regelungen des Brückenzolls (leider nicht als Dauerleihgabe). Votivtafeln aus der unweit der Donau gelegenen Wallfahrtskirche auf dem Geiersberg erzählen von Eisstoß und Unfällen auf der Donaubrücke und der Errettung vor Schlimmerem. Und der Nepomuk-Verein Plattling – sowas gibt's wirklich noch – steuerte Beispiele religiöser Volkskunst bei.

Die Ausstellung ist vorbei, doch es bleibt ein Begleitbuch – kein Katalog, auch wenn es wesentliche Teile der Ausstellungsthemen abdeckt. Am gewichtigsten ist der von Prof. Lutz-Dieter Behrend verfaßte historisch-geographische Grundsatztext zur Donau als europäischem Fluß, unter besonderer Berücksichtigung der unteren Donau, die trotz Balkankrieg bei uns auf wenig Be-

achtung und Kenntnis stößt – ein Text, der Interesse über Deggendorf hinaus beanspruchen darf (S. 13–52). Vom Beitrag des Stadtarchäologen war schon die Rede (S. 53–62). Die Vorgänger der neuen Brücke untersucht Stadtarchivar Erich Kandler (S. 64–90), die Zeit 1945–49, als die Brücke zerstört war und die Donau lediglich über eine Notbrücke passiert werden konnte, die Ausstellungsmacherin Birgitta Petschek-Sommer (107–128). Den Neubau der Brücke 1996–2000 zeichnen Kurt Stümpfl und Anton Eller nach (128–134). Unfälle auf der Brücke stellt Ulrike Schwarz anhand von zahlreichen Votivbildern vor; als Leiterin des Handwerksmuseums ergänzte sie mit der Ausstellung „Treibgut – Strandgut“ originell die Thematik. Zahlreiche Abbildungen machen das Geschriebene „augenfällig“.

Brückenschlag ins Jahr 2000: Für die Zukunft dürfte das bedeuten, daß die beiden Städte diesseits und jenseits der Donau, Plattling und Deggendorf, ein gemeinsames Oberzentrum bilden werden.

Norbert Elmar Schmid

Hans Götz, Mein Bayerischer Wald. Mit acht Aquarellen des Autors. Deggendorf 1999 (Selbstverlag).

Gibt es eine altbayerische Geistigkeit? Die Älteren denken vielleicht an Namen eher konservativeren Zuschnitts wie Karl Alexander von Müller, den Wahl-Bayern Wilhelm Hausenstein oder Josef Hofmiller, die Jüngeren an Uwe Dick oder Margret Hölle.

Alle Jahre wieder erfreut Hans Götz seine Freunde und Bekannten, mal mit Reproduktionen seiner Bilder, mal mit Berichten von seinen Reisen (und das hat nichts von den oft prahlerisch-egozentrischen, in den Computer gehackten und zigfach ausdrückten „Rundschreiben“ zum Jahreswechsel). Konsequenter geht der Gymnasiallehrer, Historiker, Germanist, Geograph, Autor und Maler seinen geistigen und künstlerischen Weg.

Zu seinem 70. Geburtstag machte er auch sich selber ein Geschenk. Er erzählt seine „lange und vielgestaltige Geschichte“, die ihn mit dem Bayerischen Wald verbindet, die Geschichte einer lebenslangen Aneignung: Schuldienst der Eltern im Bergdorf Lixenried (die „erste Strophe eines lebenslangen Liedes“), eine Wanderung von Furth nach Passau als Student, ein Wanderführerlehrgang als Referendar in Waldhäuser, schließlich von Deggendorf aus, seinem Dienst- und Wohnort, 40 Jahre lang immer wieder Wanderungen in die „lichten Vorhöhen“ und „dunklen Waldberge“ – denn, so Hans Götz: „Heimat muß man sich ergehen“.

Dann nach 1989: „Als die Grenzen sich wieder wirklich öffneten, erwuchs dem Sechzigjährigen das Glück einer neuen, einer erweiterten Gesamtschau auf das bayerisch-böhmische Grenzgebirge; die kleine, so großartige Welt dieses Waldlandes wurde plötzlich größer, bekam eine neue Kontur.“

Im sorgfältig gestalteten Bändchen im Querformat finden wir, neben dem Text, der die Begeisterung für „seinen Wald“ reflektiert, auch eine Reihe von Aquarellen aus den 80er und 90er Jahren; auch diese zeugen von seiner lebendigen jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit diesem Ur-Gebirge.

Norbert Elmar Schmid